

Die Entstehung der kritischen Kriminologie – auch aus dem Geist der Ethnomethodologie¹

Ein Interview mit Fritz Sack

Christian Meyer & Christian Meier zu Verl

Christian Meyer (CM): Herr Professor Sack, Sie haben ja 1976 zusammen mit Jim Schenkein und Elmar Weingarten im Suhrkamp-Verlag das Buch »Ethnomethodologie: Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns«² herausgegeben, in das auch die Übersetzung eines Textes von Harold Garfinkel und Harvey Sacks – »Über formale Strukturen praktischer Handlungen«³ –, aufgenommen ist. Wie waren Ihre Erfahrungen mit der Übersetzung von Garfinkels und Sacks' Sprache?

Fritz Sack (FS): Ich habe darin ein bisschen herumgeblättert, als ich im vorigen Jahr einen Artikel über Garfinkel zu schreiben hatte, und da bin ich bei manchen Übersetzungspassagen dort richtig rot geworden. Es ist ja auch schwer zu übersetzen.

CM: Garfinkel hat ja oft absichtlich stark alltagssprachlich geschrieben. Z.B. wenn er sagt, »in doing sociology«.

FS: »In doing sociology«, das fand ich immer noch leicht zugänglich, »erzählen tun« oder »laufen tun«. Das macht schon in einer Weise aufmerksam auf die Metaebene, die ich noch nachvollziehen kann. Aber mit vielen anderen Passagen quält man sich richtig herum. Wie würde man es ins Deutsche übersetzen?

-
- 1 Das Interview wurde am 29. Oktober 2017 in der Seeburg in Kreuzlingen (Schweiz) bei Konstanz geführt. Der transkribierte Text des ursprünglichen Interviews wurde im März und April 2020 in einem mehrzügigen Email-Austausch zwischen Fritz Sack und Christian Meyer weiter bearbeitet, detailliert und präzisiert. Die Fußnoten stammen bis auf wenige Ausnahmen von Christian Meyer.
 - 2 Elmar Weingarten/Fritz Sack/Jim Schenkein, (Hg.) (1976): *Ethnomethodologie: Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
 - 3 Harold Garfinkel/Harvey Sacks: Über formale Strukturen praktischer Handlungen. In: Weingarten, Elmar/Fritz Sack/Jim Schenkein, (Hg.) (1976): *Ethnomethodologie. Beiträge zu einer Soziologie des Alltagshandelns*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 130-176. Original: Harold Garfinkel/Harvey Sacks (1970): On formal structures of practical action. In: John C. McKinney/Edward A. Tiryakian: *Theoretical Sociology: Perspectives and Developments*. New York: Appleton-Century-Crofts. S. 338-366.

CM: Ein Vorschlag wäre: »Beim Betreiben von Soziologie«. Das trifft es ein bisschen. Amerikanische *Native Speakers* sagen aber, dass das viel zu elegant ausgedrückt ist. Im Amerikanischen hat es eigentlich eher einen Kindersprachencharakter. Deswegen sollte man eher sagen: »Beim Machen von Soziologie«, »Beim Soziologie-Tun«. So etwas in dieser Richtung, und da wird man auch rot.

FS: Da würde ein *Native Speaker* auch sagen: »Was ist das denn?«

CM: Darin liegt ein Teil der ganzen Missverständnisse begründet, die das Buch ausgelöst hat.

FS: Gestern auf der Konferenz gab es eine Passage in einem Vortrag, wo *Accounts* als herausgehobenes Stichwort genannt wurden und dann in Klammern geschrieben stand: »Mitglieder oder Soziologen«. Und da fiel mir Sacks ein, der mal geschrieben hat: »Eine Präzisierung von Mitglied«. Ein Mitglied-Verständnis, so wie Sacks das interpretiert hat, umfasst sozusagen nur diejenigen, die der Sprache mächtig sind, die über die *Native Language* verfügen. Nur sie sind als Mitglieder qualifiziert. Von daher fand ich das, was gestern in Klammern geschrieben stand, »Mitglieder und Soziologen«, nicht ganz korrekt. Für die Mitglieder hat dieses »accountable und »readable« usw. die eine Bedeutung. Und die Soziologen haben ein anderes Sprachspiel. Das hat mit *Native Language* eigentlich gar nichts zu tun, sondern es ist eine künstliche Sprache. Von daher ist das, was für Soziologen »readable« oder »analysable« ist, in der *natural language* nicht der Fall. Es gibt schon eine Differenz zwischen den beiden.

Christian Meier zu Verl (CMzV): Unsere erste Frage wäre natürlich die Frage nach der Einführung der Ethnomethodologie bzw. der Übersetzung der Ethnomethodologie in den deutschen Diskurs.

FS: Vielleicht sollte ich mal erzählen, wie ich an die Ethnomethodologie herangekommen bin.

CMzV: Das wäre eine interessante Frage, die wahrscheinlich verknüpft ist mit der Frage, wie die Ethnomethodologie in Deutschland rezipiert wurde. Das Persönliche ist gewissermaßen verknüpft mit der Frage, wie es zu dem Buch kam, das Sie zusammen mit Jim Schenkein und Elmar Weingarten herausgegeben haben.

Der weite Weg von der Kölner Schule der Soziologie zur Ethnomethodologie

FS: Ich bin auf die Ethnomethodologie zehn Jahre vor Erscheinen des Buches, also 1966, gestoßen. Ich hatte in Köln bei René König studiert. Ich habe nicht gleich nach dem Abitur studiert, sondern habe erst eine Finanzamtslehre gemacht und bin Steuerinspektor geworden aus Gründen, die mit der Finanzierbarkeit zusammenhingen. Ich lebte alleine in der BRD. Meine Eltern lebten in der DDR und daher lebte ich bei Verwandten und als ich das Abitur gemacht hatte, habe ich gedacht, ich muss mich auf

eigene Beine stellen, weil der Konfliktpegel zwischen mir und den Verwandten immer höher wurde. Dann habe ich in Kiel 1954 angefangen zu studieren. Soziologie gab es damals noch nicht als etablierten Studiengang. Sondern in Kiel, wo ich drei Semester studiert habe, gab es einen »soziologischen« Sozialpolitiker, der ziemlich bekannt war, Gerhard Mackenroth⁴. Er verstarb als ich im ersten Semester war. Daraufhin holte die Universität als Vertreter Helmut Schelsky, der damals in Hamburg an der Hochschule für Wirtschaft und Politik lehrte, die später in die Universität integriert wurde. Schelsky hielt ein Seminar an der Kieler Universität über ideologische Systeme, also Kapitalismus, Sozialismus und Kommunismus usw. Das fand ich auch aus rein privaten Gründen interessant, weil wir durch Flucht und Vertreibung aus dem Osten geflohen sind. Dadurch haben meine Eltern einen wahnsinnigen sozialen Abstieg erfahren. Sie waren Bauern in einem größeren Bauerndorf, in der Nähe von Stettin. Ein Landwirt ohne den Boden, den er braucht, ist aufgeschmissen. Mein Vater hatte auch nicht studiert und hatte keine höhere Schulbildung, also kein Bildungskapital oder kulturelles Kapital. Dadurch sind sie auch in der DDR geblieben und haben sich dann so schlecht und recht durchgeschlagen. Sie wollten eigentlich irgendwann in die BRD, aber das hat aus unterschiedlichen Gründen dann einfach nicht geklappt.

Die Erfahrung mit Schelsky war etwas Besonderes. Er war ein unwahrscheinlich autoritärer Professor. Wenn man fünf Minuten zu spät kam, dann war die Vorlesungstür abgeschlossen. Nach zehn Minuten hat er nochmal aufschließen lassen, für Zuspätkommer. Das war meine erste Begegnung mit Soziologie. Und dann habe ich dort angefangen, Ökonomie zu studieren. Da gab es diesen ökonomischen Kontext, diese eine soziologische Veranstaltung von Schelsky. Ich bin dann nach drei Semestern allerdings nach Köln gewechselt. Köln war damals eine der großen Massenuniversitäten. Und als ich dort einen Kommilitonen aus der Schule traf, haben wir Inseln der »direkten« Lehre, also des unmittelbaren Kontaktes zu Hochschullehrern usw., gesucht. Und die Soziologie war dort eine Art Insel und hatte etwas leicht – Exotisches ist zu viel gesagt –, aber doch war in Deutschland Soziologie noch nicht so integriert und noch nicht so entwickelt. König war in Köln bekanntlich Nachfolger von Leopold von Wiese. Wiese war damals der ältere. In meinem jetzigen Alter noch hat er Vorlesungen gehalten. So bin ich dann zur Soziologie gestoßen. Es gab noch kein eigenständiges Diplom in Soziologie, sondern nur Soziologie als ein Nebenfach innerhalb der ökonomischen Ausbildung. Man konnte dort entweder in BWL oder VWL einen Abschluss machen, und ich bin Diplomkaufmann geworden, aber dann schon mit Soziologie als einem Nebenfach. Und erst in der Promotion und im weiteren Gang durch die weiteren Qualifikationsstufen, also Promotion 1963 und Habilitation 1969, habe ich den vollen Studiengang Soziologie gemacht und rein soziologische Arbeiten geschrieben.

König hatte relativ viele Kontakte in die USA. Er war einer der ersten, der nach dem Krieg, weil er eben Emigrant war und von daher unbelastet und unverdächtig, schon früh eine Einladung von Fulbright bekommen hatte, die USA zu bereisen und dort Kontakte zu Kollegen herzustellen. König hatte auch großes Interesse an der Ethnologie. Er war nach dem Krieg oft in Amerika. Und da hat er später Indianerreservate und

4 Gerhard Mackenroth (1903-1955), Soziologe, Bevölkerungswissenschaftler und Statistiker, war von 1948 bis 1955 Professor für Soziologie und Sozialwissenschaft an der Universität Kiel.

Indianerstämme in Arizona untersucht. Er war dort etliche Male, und am Ende hatte man das Gefühl, Indianergesellschaften interessierten ihn viel mehr als die deutsche Gesellschaft.

König war sprachlich sowohl im Englischen wie im Französischen zu Hause – und darüber hinaus. Er kommt aus einer deutsch-französischen Familie. Seine Mutter war Französin und daher hatte er eine starke Affinität zu Durkheim und zur französischen Soziologie. Ich kann mich noch entsinnen, wie er in meiner Assistentenzeit alle vier oder sechs Wochen bei der Bibliothek anrief und nach den französischen Büchern fragte. Von daher war Durkheim für ihn gewissermaßen der authentischste Soziologe. König war auch etliche Male an der University of California in Berkeley zu Gastprofessuren eingeladen, ebenso wie nach Ann Arbor und Arizona. Und zu meiner Zeit, wenn man wissenschaftlich Karriere machen wollte, musste man eigentlich ein Jahr in Amerika verbringen. Und bei König umso mehr als dezidiertes Vertreter der empirischen Soziologie zur Erforschung der Gesellschaft. Gestern musste ich mich daran erinnern als Herr Knoblauch über Giddens und dessen Rezeption der Ethnomethodologie vortrug. Da sprach er von soziologischer Theorie und Sozialtheorie. Das sind die beiden Begriffe bei Giddens. Mich hat gewundert, dass Gesellschaftstheorie als eigener Typus von Theorieansätzen nicht vorgekommen ist. Wie komme ich jetzt darauf?

CM: Dass Sie selbst einen wissenschaftlichen Aufenthalt in den USA gemacht haben. Und dass es damals üblich war, ein Jahr in den USA zu verbringen, und dass Sie das eben auch gemacht haben.

FS: Das war selbstverständlich. König hatte für die Frankfurter Soziologie immer wenig übrig, das waren in seinem Verständnis reine Sozialphilosophen. Für ihn war das keine Soziologie. Er hat es, glaube ich, in seinem Fischer-Lexikon mal sehr dezidiert und für uns Studenten nachhaltig formuliert: »Ihr sollt Soziologie machen und nichts als Soziologie«. Und das war eben diese emphatische Betonung der Eigenständigkeit und des eigenen Theorietypus von Soziologie. Habermas etwa sei so etwas wie ein »Bremittel« für ihn, wie König es mal drastisch formulierte – natürlich nicht in der öffentlichen Diskussion. Auf die »Frankfurter« war er nicht gut zu sprechen. Ich erinnere eine öffentliche Seminarsituation, etwa Anfang der 60er Jahre, als es bereits mit der Studentenbewegung losging, mit dem »Hinterfragen« und mit der neuen Orientierung. In einer Seminarsitzung machten Studenten darauf aufmerksam, dass bestimmte Frankfurter Publikationen, ich weiß jetzt nicht mehr welche das genau waren, nicht in der Seminar-Bibliothek zu finden wären. Das haben wir Assistenten dann sehr schnell geändert. Doch es war symptomatisch. König hat den Frankfurtern, insbesondere Adorno und Horkheimer, das war ja seine Generation, mehr oder weniger vorgeworfen, dass sie »undankbar« seien, undankbar, weil Horkheimer sein Institut an der Columbia University, wo auch Paul Lazarsfeld und auch andere tätig waren, fortsetzen konnte.

CM: Ja.

FS: Denen ist gewissermaßen die Emigration leichtgemacht worden. Die sind als Anti-Nazis aufgenommen worden und sind auch, hofiert ist vielleicht ein bisschen zu stark

formuliert, aber eigentlich haben sie nahtlos ihre Arbeit fortsetzen können. Das konnte König in der Schweiz nicht. Die Schweiz war damals noch frei von Soziologie. König ist zwar in Zürich habilitiert worden, aber er hat keine Stelle gekriegt. In der Schweiz war es so, wie bei uns in Deutschland auch, dass Privatdozenten Höergelder bekamen, aber keine Anstellung hatten. Also etwa wie Georg Simmel oder Karl Mannheim. Denen ist es an deutschen Universitäten ähnlich ergangen.

CM: Mannheim ist dann ja nach London gegangen.

FS: König hatte demgegenüber in der Schweiz eine harte Zeit. Er hat dort Übersetzungen gemacht, ein Gutachten für Migros gemacht, wie man am besten Produkte präsentieren solle. Als er um 1950 aus der Schweiz zurückkam, war es natürlich eine andere Geschichte. Er sollte, glaube ich, zuerst einen Ruf nach Frankfurt kriegen, was angeblich Horkheimer blockiert oder nicht gewollt hat. Bei aller professionellen Distanz zu König – das »Du« bot er mir erst im Augenblick der Habilitation an – waren wir privat und familiär miteinander befreundet. Die beiden Söhne Oliver und Mario König, letzterer ist Historiker geworden und lebte bis zu seinem frühen Tod 2019 in der Schweiz, der jüngere, Oliver, ist freier Familientherapeut. Oliver König hat an der Universität Kassel habilitiert. Zu meiner Kölner Zeit haben meine Frau und ich bei den König-Kindern noch Babysitter gespielt.

Um es noch einmal zu sagen: Wenn man Interesse hatte an der Universität zu bleiben, um dort eine wissenschaftliche Karriere zu machen, war die Bedingung, mal in Amerika gewesen zu sein, eine »conditio sine qua non«, also eine Selbstverständlichkeit. Und diese hat sich für mich 1965 ergeben. Im Jahr 1964 hatte ich an einer Konferenz in Topeka, Kansas, teilgenommen, die von der Menninger Foundation veranstaltet wurde. Diese Stiftung wurde von einem Zwillingspaar Menninger geleitet.⁵ Die Menningers waren im Bereich der Sozialpsychiatrie, auch Kriminologie engagiert. Auf dieser Konferenz traf ich einen amerikanischen Kriminologen von der Ohio State University in Columbus: Walter C. Reckless.⁶ Von ihm ist ein Lehrbuch ins Deutsche übersetzt worden.⁷ Reckless lud mich bei dieser Gelegenheit ein, an seine Universität zu kommen und dort ein Jahr zu verbringen. Ich hatte mich in Köln bereits in Kriminologie, abweichendes Verhalten und Rechtssoziologie eingelesen und eingearbeitet. Die Ohio State University war damals so etwas wie das Zentrum der professionellen Kriminologie, einschließlich Sitz der Amerikanischen Gesellschaft für Kriminologie. Dieser Einladung bin ich – in Begleitung meiner Frau und unseres damals jüngsten einjährigen Sohns – gefolgt, allerdings nicht für das eigentlich vorgesehene eine Jahr, sondern lediglich von Frühjahr 1965 bis August 1965, finanziell unterstützt mittels eines sogenannten Zweitstudienprogramms der Friedrich-Ebert-Stiftung.

5 Karl und William Menninger haben zusammen mit ihrem Vater Charles 1919 in Topeka die »The Menninger Foundation«, ein international bekanntes psychiatrisches Zentrum, gegründet. Seit 2003 befindet es sich in Houston, Texas.

6 Reckless (1898-1988) war ein Schüler von Robert E. Park und Ernest Burgess. Er lehrte als Soziologe Kriminologie an der Ohio State University von 1940 bis 1969.

7 *Die Kriminalität in den USA und ihre Behandlung*. De Gruyter, Berlin 1964, gekürzte Ausgabe von Reckless' *The crime problem*, New York: Appleton-Century-Crofts 1950.

Das war für mich ein derartig aversives Erlebnis, weil dort eine ätiologische Kriminologie alten Stils vertreten wurde, die sehr individualistisch und sehr psychologisch geprägt war, weit entfernt in meinen Augen von einer soziologischen Variante. Reckless hatte mittlerweile einen durchgetesteten Multiple Choice-Fragebogen entwickelt, mit dem seine Mitarbeiter durch die Schulen zogen und individuelle Profile von Jugendlichen erstellten, um auf diese Weise festzustellen, wie sich diese von denjenigen unterscheiden, die mit dem Gesetz in Konflikt geraten waren, ungeachtet der Selektionsprozesse aufgrund der Sichtbarkeit und Dunkelziffer von Kriminalität. Die meiste Kriminalität findet ja bekanntlich im Dunkeln statt, mit Ausnahme des »crime in the streets«, mit dem es die traditionelle Kriminologie zu tun hat.⁸ »Crime in the streets« ist eine sichtbare Sache, »crime in the suites« ist demgegenüber unzugänglich und gewöhnlich direkt unbeobachtbar, wie man an Steuervergehen und gerade an diesen ökonomischen Prozessen sieht.

Reckless hatte eine Art universitären »Industriebetrieb« aufgezogen mit seinem standardisierten und getesteten Fragebogen, bestückt mit achtzig oder neunzig Fragen, Einzelfragen und Einzelcharakteristika. Er hatte diesen Fragebogen schon in mehrere Länder »exportiert«, etwa nach Korea oder Japan. Und von mir wollte er eigentlich eine deutsche Variante entwickelt sehen. Ich fand diese Art von Kriminologie sterbenslangweilig. Diese Art von empirischer Sozialforschung hat mir die damals vorherrschende Kriminologie eigentlich verleidet. Wobei ich als soziologischer »Kriminalsoziologe« damals schon gegenüber der strafrechtlichen Praxis und der strafrechtlichen Funktionsweise entfremdet war. Das Strafrecht braucht bekanntlich bis heute gemäß seiner Funktionsweise individualisierbare Größen, um »Verantwortung« zu etablieren, die allein auf der individuellen Ebene funktioniert. Also keine Verantwortlichkeit in Bezug auf soziale Strukturen oder auf soziologische Zusammenhänge usw. Da war ich schon sehr entfremdet von dieser Art von »angewandter« Soziologie.

CM: Warum waren Sie da schon entfremdet? Galt das auch für König und seine quantitative Sozialforschung?

FS: König war durch und durch Soziologe à la Durkheim. Vom Strafrecht hatte er dieses Verständnis, das einem auch als Student*in beigebracht wird. Strafrecht entsprach in seinen Augen einer »atavistischen« Form von Gesellschaft und Funktionsweise, wozu er keinen Zugang hatte. Ich weiß, damals an der Universität Köln gab es einen Strafrechtler, Lange mit Namen.⁹ Dieser Herr Lange hatte damals zu der Zeit, als ich mich stärker auf diesem Gebiet zu bewähren oder zu bewegen versuchte, gerade ein Buch geschrieben mit dem Titel: »Das Rätsel Kriminalität.«¹⁰ Und das war für uns ein Gegenstand der Gegenidentifikation.

Dazu muss ich jetzt noch ein wenig weiter ausholen. Die Kriminologie wurde damals in der BRD beherrscht von drei wissenschaftlichen Figuren, einem Hans Göp-

8 Doug A. Timmer, D. Stanley Eitzen (1989): *Crime in the streets and crime in the suites: perspectives on crime and criminal justice*. Boston: Allyn and Bacon.

9 Richard Lange (1906-1995) war von 1951 bis 1974 Professor für Strafrecht an der Universität zu Köln.

10 (1970): *Das Rätsel Kriminalität: Was wissen wir vom Verbrechen?* Frankfurt a.M.; Berlin: Metzner

pinger an vorderster Stelle.¹¹ Dieser hatte in Tübingen ein Institut für Kriminologie gegründet und u.a. eine berühmte Studie lanciert, die von der DFG gefördert worden war. Sie nannte sich die Tübinger Jungtäterforschung.¹² Diese Jungtäterforschung war ein Versuch, auf der einen Seite Jungtäter mit einer Kontrollgruppe zu kontrastieren und diese Unterscheidung auf einer rein personalen Ebene zu vollziehen. In dem Zusammenhang wurden »soziologische« Faktoren einfach als statistische, »unabhängige Variablen« verwendet, also bezogen etwa auf Herkunft, Familienstruktur, insbesondere »unvollständige« Familien. Die Variablen wurden zwar in die Analyse mit einbezogen oder zum Vergleich zwischen Kontrollgruppe und Experimentiergruppe verwendet, aber nicht soziologisch interpretiert oder »verstanden«. Sie hatten aber gerade zwischengefragt.

Von der traditionellen zur kritischen Kriminologie

CM: Wie dieser Konflikt zwischen der Durkheimschen Orientierung mit René König und der Konflikt zu Reckless gestaltet war. Die Distanz zu Reckless.

FS: Das war, wie gesagt, eine täterorientierte Kriminologie und nicht eine, die Gesellschaftsstrukturen oder -zusammenhänge analytisch berücksichtigte. Da fällt mir immer wieder so viel ein. Ich bin ein sehr assoziativer Typ, und wenn ich so erzähle, dann fallen mir unterwegs immer neue Aspekte ein. Es gab in Freiburg das Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht. Und dort gab es auch eine kriminologische Abteilung. Diese Abteilung hatte neben dem strafrechtlichen Direktor einen eigenen Direktor. Damals war das ein Herr Kaiser, ein Rechtswissenschaftler aus dem Institut von Göppinger, geprägt auch von der erwähnten »Jungtäterforschung«.¹³

Ich komme zurück auf die drei wissenschaftlichen Figuren, von denen ich sagte, dass sie die Kriminologie beherrschten, mit Göppinger als dem dominanten von ihnen. Göppinger war von seiner wissenschaftlichen Herkunft Mediziner mit psychiatrischem Schwerpunkt in Tübingen, wo bereits das von ihm betriebene Institut für Kriminologie existierte, das erste in der Bundesrepublik überhaupt. Sodann gab es, zweitens, den ebenfalls psychiatrisch orientierten Mediziner Witter. Witter war damals Direktor eines Instituts im Saarland.¹⁴ Mehr als Göppinger war Witter forensisch orientiert und tätig. Der dritte und älteste in diesem kriminologischen gleichsam »Triumvirat« war der Heidelberger ebenfalls medizinische Psychiater Lefrenz. Dieser war Lehrstuhlinhaber

-
- 11 Göppinger (1919-1996) war von 1962 bis 1984 Professor für Kriminologie an der Universität Tübingen.
 - 12 Hans Göppinger (1983): *Der Täter in seinen sozialen Bezügen. Ergebnisse aus der Tübinger Jungtäter-Vergleichsuntersuchung*, Berlin: Springer.
 - 13 Günther Kaiser (1928-2007) war ab 1963 Leiter der kriminologischen Forschungsgruppe, von 1973 bis 1996 Direktor am Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Strafrecht in Freiburg/Brsg. und Professor für Kriminologie und Strafrecht an der Universität Freiburg.
 - 14 Hermann Witter (1916-1991) war Professor für gerichtliche Psychiatrie und Kriminologie an der Universität des Saarlandes in Homburg, wo er 1968 das Institut für Gerichtliche Psychologie und Psychiatrie gründete.

und kriminologischer Institutsdirektor an der Universität Heidelberg, habilitiert auch im Fach Kriminologie.¹⁵ Die Tatsache, dass alle drei medizinische Psychiater in juristischen Fakultäten waren, spiegelte die von ihnen vertretene und vorgefundene Tatsache wider, dass die juristisch bzw. rechtlich definierte Kriminalität kriminologisch in beträchtlicher Weise eine bedeutende Affinität zur Krankheit aufwies und betonte. Lange Zeit war das Bild des Kriminellen auch das des Kranken. Es gab sehr viele parallele Aktivitäten und parallele Strategien in der Forschung von der Psychiatrie auf der einen Seite und der Kriminologie und dem Strafrecht auf der anderen Seite. Dazu zählte auch die bereits erwähnte Tübinger Jungtäteruntersuchung. Diese war übrigens angelehnt an die Forschungen eines in Amerika damals sehr populären und amerikaweit sehr bekannten Ehepaars, Sheldon und Eleanor Glueck.¹⁶ Von manchen wurde sie als deutsches Duplikat empfunden. Das Ehepaar Glueck hat in Amerika auf der Grundlage von Vergleichen zwischen Jungtätern oder zwischen Tätern auf der einen Seite und einer Kontrollgruppe auf der anderen Seite alle möglichen »family and delinquency«- sowie sonstigen Faktoren als »unabhängige Variablen« identifiziert. Daraus sind die unterschiedlichsten Publikationen entstanden.

Mit diesen Publikationen sowie einer bereits etablierten Opposition zu dieser Art von Kriminologie im Gepäck hatte ich die Möglichkeit, noch kurz vor der Promotion das erwähnte Stipendium der Friedrich-Ebert-Stiftung für ein kriminologisches »Zweitstudium« in Amerika zu erlangen. Dieses erstreckte sich von März 1965 bis April 1966.

CM: Und das war in Ohio?

FS: Und das war in Ohio. Dieses eine Jahr, das ich in den USA war, habe ich fünf Monate in Columbus, Ohio, und sieben Monate in Berkeley, Kalifornien, verbracht. Und das waren in der Tat sehr konträre Programme.

»You go to Berkeley and forget about Durkheim and forget about Weber«

CM: Wo waren Sie da in Berkeley?

FS: In der soziologischen Fakultät der Universität. Einen »Schreibtisch« konnte ich an dem bedeutenden Institut »Center of Law and Society« benutzen.

15 Heinz Leferenz (1913-2015) leitete von 1952 bis 1960 die Abteilung für Kinder- und Jugendpsychiatrie und die Erziehungsberatungsstelle an der Psychiatrischen Klinik der Universität Heidelberg. Von 1959 bis 1978 hatte er dort den ersten ausschließlich kriminologischen Lehrstuhl in der Bundesrepublik Deutschland inne.

16 Sheldon Glueck (1896-1980) war von 1925 bis 1963 Professor für Kriminologie, Eleanor Glueck (1898-1972) von 1928 bis 1953 Forschungsassistentin an der Harvard University. In einer Langfriststudie befragten sie von 1939 bis 1963 1000 Probanden aus der Bostoner Unterschicht. Identifizierte Faktoren für spätere Delinquenz waren die familiäre Situation und daraus hervorgegangene Bindungsmöglichkeiten, Konflikte in der Familie, die Abhängigkeit von Fürsorgeeinrichtungen, das Maß an Zuwendung und widersprüchliche Erziehungsmaßnahmen durch die Elternteile.

CM: Und wie war da Ihr Zusammenhang? Mit welchen Leuten in der Soziologie waren Sie dort in Kontakt?

FS: Dort traf ich u.a. auf Erving Goffman, David Matza¹⁷, Sheldon Messinger¹⁸, Jerome Skolnick¹⁹. Dass ich nach Berkeley ging, stand bereits vor meinem Aufbruch in die USA fest. Columbus, Ohio, wurde für mich dann auch sehr bald eine Kriminologie zum Abgewöhnen. Dann stand Berkeley bevor. Berkeley war an der Küste, und die Ost- und Westküste von Amerika sind ja zwei andere Geschichten als das, was dazwischenliegt. In Berkeley selber waren eine Reihe von Immigranten. Reinhard Bendix beispielsweise war dort. Leo Löwenthal war dort. Den haben wir auch dort kennengelernt, und mit ihm waren wir dann auch in Berkeley befreundet.

Auf dem Weg nach Berkeley – mit dem mitgebrachten VW-Käfer durch die US-Nordstaaten – gab es an der University of Chicago den Kongress der »American Sociological Association«. Und daran habe ich auf dem Wege westwärts teilgenommen. Das war natürlich etwas anderes schon als in Columbus, Ohio. Bevor wir nach Berkeley gingen, spielte noch eine Begegnung eine Rolle, die für die ethnomethodologischen Kontakte eine ganz private und eine ganz signifikante Bedeutung bekam. Ein Kollege von mir, Dietrich Rüschemeyer, wie ich ein Assistent von René König, hatte ein Jahresstipendium in die USA. Das hat er, glaube ich, an der Ostküste verbracht. Dort hat er seine Frau kennengelernt, eine Jüdin. Die wollte nicht in Europa leben. Deshalb hat er versucht, irgendwo in Amerika Fuß zu fassen. Sein Visum erlaubte jedoch einen Verbleib bzw. eine Wiedereinreise in die USA erst nach weiteren drei Jahren Abwesenheit aus den USA. Diese Zeit überbrückte Rüschemeyer durch eine Gastprofessur an der privaten York University in Toronto.²⁰ Als wir in Columbus waren, war er eben noch an dieser privaten Universität und lud uns zu einem Besuch ins ca. 700 km entfernte Toronto ein. Das haben wir auch angenommen. – eine sechs- bis siebenstündige Autofahrt, entlang dem Erie-See vorbei an den Niagara Falls. Meine Frau war dabei und auch der Sohn. Wir sind dann nach Toronto gefahren und haben zwei, drei Tage mit der Familie Rüschemeyer zugebracht. An einem der Abende erlebten wir ein für mich in Berkeley wegweisende Begegnung: Rüschemeyer hatte abends bei sich ein paar Kollegen eingeladen. Dort traf ich einen Kollegen, Marvin B. Scott, von dem ich bis zu diesem Zeitpunkt nichts wusste und nie gehört hatte.

CM: Den Ethnomethodologen.

-
- 17 Matza (1930–2018) war von 1960 bis 1992 Professor für Soziologie und Kriminologie an der University of California at Berkeley.
- 18 Messinger (1925–2003), ein Student von Harold Garfinkel, kam 1961 an die University of California at Berkeley und war dort von 1970 bis 1991 Professor für Kriminologie.
- 19 Skolnick (*1931) war von 1962 bis 1969 und erneut von 1972 bis ca. 2000 Professor für Rechtswissenschaft und Kriminologie an der University of California at Berkeley. Dazwischen lehrte er Soziologie an der University of California at San Diego.
- 20 Rüschemeyer wechselte später auf eine Professur für Soziologie an der Brown University in Providence, Rhode Island, wo er bis zu seiner Emeritierung blieb.

FS: Ja. Marvin B. Scott hatte damals mit Stanford Lyman einen Aufsatz geschrieben: »Accounts« – ein Schlüsselbegriff der Ethnomethodologie.²¹

CM: Der kam dann auch kurz später heraus, 1968.

FS: Marvin B. Scott habe ich als einen sehr expressiven und einen sehr extrovertierten Menschen erlebt. Als er hörte, dass ich nach Berkeley gehe, war er vollkommen begeistert: »You go to Berkeley and forget about Durkheim and forget about Weber.« Denn in Berkeley war lange Zeit auch Harvey Sacks gewesen, dessen Aufsatz im *Berkeley Journal of Sociology*²², ein grundlegender Text für die Ethnomethodologie war. In ihm spielt Durkheims Selbstmordstudie eine wichtige Rolle, die ja lange Zeit als eine Musterstudie für die empirische Soziologie gehandelt und gelehrt worden war. Sacks warf Durkheim vor, dass seine Selbstmordstudie es versäumt hätte, die Vorfrage zu stellen, wie ein Selbstmord überhaupt als solcher von den Akteuren in eigener interpretativer Arbeit identifiziert wird. In Durkheims Selbstmordstudie besteht aus ethnomethodologischer Sicht gewissermaßen eine Lücke, und zwar diejenige, dass die soziologisch überaus relevante Interpretationstätigkeit der Akteure in Bezug darauf, was ein Selbstmord ist und was nicht, von Durkheim unbeachtet blieb und unkritisch als nicht weiter zu hinterfragende Tatsache direkt in Form eines Datums übernommen wurde. Die von Durkheim identifizierte Typologie des Selbstmords spielt jedoch bereits bei dieser Interpretationsarbeit der Akteure eine Rolle, so dass sich in Durkheims Studie die von ihm identifizierte Kausalität letztlich als ein interpretatives Schema der Beforschten beim Bewerten der Selbstmorde erweist. Das hat Sacks in seinem Aufsatz »Sociological Description« von 1963 nachgewiesen, also reichlich vor Garfinkels *Studies in Ethnomethodology* von 1967. Sacks' Text war für mich immer ein wichtiger Bezug und auch ein Beispiel, das für die Ethnomethodologie, wie ich sie verstanden, gelernt und gelehrt habe, sehr prägend war.

Harvey Sacks hatte damals Berkeley, wo er etliche Jahre schon gelehrt hatte, Richtung Los Angeles verlassen, wo er an der UCLA Harold Garfinkel traf. Zu beiden bin ich zusammen mit einem Freund aus Colorado, Rolf Kjolseth²³ gefahren, mit dem ich einige Jahre später, 1971, das Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, »Zur Soziologie der Sprache« herausgegeben habe.²⁴ Rolf Kjolseth war auch ein Soziologe, der bei Edward Rose studierte. Edward Rose war sehr gut bekannt und befreundet mit Garfinkel, aber war im engeren Sinne kein Ethnomethodologe. Aber er hatte sprachbezogene Soziologie gemacht. Diesen Rolf Kjolseth hatte ich irgendwann in Deutschland kennengelernt. Ich bin heute noch mit ihm befreundet und im Kontakt – monatelang hatte er in Köln bei uns gewohnt, später Gastprofessuren in Regensburg und Hannover wahrgenommen.

Als ich Marvin B. Scott in Toronto traf, machte er mich auch darauf aufmerksam, dass sich in Berkeley zu dieser Zeit auch Aaron Cicourel aufhielt und in einem Freijahr

21 Marvin B. Scott/Stanford M. Lyman (1968): Accounts. *American Sociological Review* 33, 1, 46-62.

22 Harvey Sacks (1963): Sociological Description. *Berkeley Journal of Sociology* 8 1-16.

23 Kjolseth war von 1971 bis 2011 Professor für Soziologie an der University of Colorado Boulder.

24 Rolf Kjolseth/Fritz Sack, (Hg.) (1971): Zur Soziologie der Sprache: Ausgewählte Beiträge vom 7. Weltkongress der Soziologie. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft* 15.

an seinem Buch über »The social organisation of juvenile justice« arbeitete.²⁵ Cicourel hatte gerade sein Buch »Method and Measurement« 1964 publiziert.²⁶ Den sollte ich doch unbedingt kennenlernen und mich mit ihm anfreunden, was ich auch getan habe und was sehr schnell geschah. Cicourel lebte mit seiner Familie, Frau und drei Kindern, in Berkeley. Wir haben sie auch dort privat in Familie getroffen und standen bis eigentlich heute auch in regelmäßigen Kontakt zu ihnen, zuletzt mittels gelegentlicher Telefonate oder per Internet. Haben Sie ihn mal gesehen oder getroffen?

CM: Ich war bisher nur per E-Mail mit ihm in Kontakt.

FS: Er war etliche Male in Deutschland, in Bremen war er mal eingeladen, ebenso im Hansekolleg im benachbarten Delmenhorst von dem Neurobiologen Gerhard Roth, dessen zwischenzeitlichen Direktor. Roth hat als »Hirnforscher« bekanntlich die Diskussion bzw. eine kontroverse Debatte über die Existenz des »freien Willens« losgetreten. Cicourels Hinwendung zur kognitiven Psychologie stellten Anknüpfungspunkte zum Arbeitsprogramm am Hansekolleg dar.

In Berkeley habe ich also Cicourel kennengelernt, und wir haben uns danach immer wieder getroffen. Er war übrigens kein Mitglied der dortigen soziologischen Fakultät in der berühmten »Barrows Hall«. Lehrveranstaltungen habe ich bei Goffman und Matza wahrgenommen. Bei Goffman – er behandelte damals die Welt von Spionen und Geheimnisträgern – hatte man Mühe, einen Sitzplatz zu finden, zumal man keine Seminar-Verpflichtungen zu übernehmen hatte. Ich war in meiner Stipendiumsgestaltung relativ frei. Neben Goffman und David Matza gab es für mich noch das bereits genannte *Center for the Study of Law and Society* – in einem Gebäude außerhalb und oberhalb des direkten Campus-Geländes –, in dem sich auch mein Büro befand. Damals war der bekannte Organisations- und Rechtssoziologe Philip Selznick²⁷ der Chef dort. Und es gab noch einige andere interessante Kollegen dort: der bereits erwähnte Co-Direktor des Instituts, Sheldon Messinger, sowie der Verfasser der bedeutenden rechts- und kriminalsoziologischen Monografie »Justice without Trial: Law Enforcement in a Democratic Society« von 1966, der auch bereits genannte Jerome Skolnick.

Es war damals eine Zeit, in der man sich intensiv mit der Soziologie beschäftigt hat, sozusagen mit neuer Spezialisierung bezüglich Ethnomethodologie. Ich weiß nicht, ob es je eine wissenschaftshistorische Studie über die Ethnomethodologie gegeben hat. Als ich damals nach Berkeley kam, gab es »The unpublished papers of Harold Garfinkel«.

25 Aaron V. Cicourel (1968): *The social organization of juvenile justice*. New York: Wiley.

26 Aaron V. Cicourel (1964): *Method and measurement in sociology*. New York: Free Press of Glencoe.

27 Philip Selznick (1919-2010) war von 1947 bis 1952 Professor für Organisationssoziologie an der University of California at Los Angeles und von 1952 bis 1984 Professor of Law and Sociology an der University of California at Berkeley, wo er 1961 das Center for the Study of Law and Society gründete, an dem u.a. Harvey Sacks, David Sudnow, Emanuel Schegloff, Jack Whalen und Roy Turner Promotionsstipendien erhalten haben. Selznick kannte Harold Garfinkel seit der zweiten Hälfte der 1930er Jahre, als Selznick an der Columbia University Soziologie und Garfinkel an der University of Newark (heute Rutgers) Betriebswirtschaft studierte. Selznick empfahl Garfinkel auch als seinen Nachfolger am soziologischen Institut der UCLA, was Garfinkel 1954 auch wurde.

Das war so ein geflügelter Insider-Spruch und Hinweis auf Wort und Teile der Texte, die 1967 als Buch publiziert worden sind und die bereits zirkulierten.

In Berkeley habe ich sehr schnell Kontakt zu den Ethnomethodologen aufgenommen, speziell über Cicourel, der so ein »Nur-Ethnomethodologe« eigentlich nicht geworden ist, finde ich, obwohl Garfinkel ihn ausdrücklich als solchen erwähnt. Ich weiß nicht, wie Sie das sehen. Er hat sich später stärker in der »Cognitive Sociology« engagiert, was ja zunächst nicht ohne Weiteres an die Ethnomethodologie denken lässt.

Als ich 1965 in den USA war, habe ich übrigens Habermas speziell auf Cicourel hingewiesen, weil ich fand, dass es sehr viel Ähnlichkeiten und sehr viel Bezug zu Cicourels »Method and Measurement« gab. Cicourels Buch war in meinen Augen eine Grundlage und ein guter Beleg für die Habermas'sche Logik der Sozialwissenschaften, wie er sie rekonstruiert, gesehen und gelesen hat. Habermas hat Cicourel dann in seiner »Logik der Sozialwissenschaften« ausführlich behandelt.²⁸

CM: Also haben sie ihm geschrieben, und dann hat er ja auch »Method and Measurement« ins Deutsche übersetzen lassen.²⁹

FS: Er war mehr oder weniger sozialwissenschaftlicher Ratgeber und Gewährsperson für den Suhrkamp-Verlag. Ich habe damals mit dem Strafrechtler Klaus Lüderssen vier Bände bei Suhrkamp herausgegeben: »Seminar: Abweichendes Verhalten«³⁰, und da haben wir auch einen Text von Garfinkel aufgenommen über »Conditions of Successful Degradation Ceremonies«.³¹

Das ethnomethodologische »Konversionserlebnis«

CM: Sie haben vor unserem Gespräch auch von einem regelrechten Konversionserlebnis gesprochen, das Sie mit Cicourel hatten.

FS: Ja, also das wollte ich noch nachtragen. Marvin B. Scott machte mich darauf aufmerksam, dass dieses Buch von Cicourel, von dem ich bis dahin nichts gehört hatte, existiert. Ich hatte meinen VW in die USA mitgenommen. Das war damals noch profitabel. Den musste man ein bisschen umrüsten lassen und der wurde von Bremerhaven nach Newark transportiert. Ich holte ihn mir von Columbus, Ohio, aus ab. Ein

28 Jürgen Habermas (1967): Zur Logik der Sozialwissenschaften. Tübingen (*Philosophische Rundschau*, Beiheft 5).

29 Aaron V. Cicourel (1970): *Methode und Messung in der Soziologie*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

30 Klaus Lüderssen/Fritz Sack, Hg. (1975-1980): *Seminar: Abweichendes Verhalten*. 4 Bde. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

31 Harold Garfinkel (1977): Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszeremonien. In Klaus Lüderssen/Fritz Sack, Hg.: *Seminar: Abweichendes Verhalten III – Die gesellschaftliche Reaktion auf Kriminalität 2: Strafprozeß und Strafvollzug*. Frankfurt a.M. Suhrkamp 1977. S. 31-40. Die Übersetzung von Arno Pilgram erschien zuerst in *Gruppendynamik* 5 (1974): 77-83. Original: Conditions of Successful Degradation Ceremonies. *American Journal of Sociology* 61, 5 (1956): 420-424.

Jahr später bevor wir zurückgegangen sind, habe ich den in Berkeley für den Einkaufspreis wiederverkauft. Durch die Währungsrelation war das noch möglich und sinnvoll. Mit dem sind wir also durch die Nacht nach Hause gefahren und haben bei den Niagara Falls eine Zwischenstation gemacht. Später hat ein Kollege von mir, Richard V. Ericson, ein Kriminologe und Rechtssoziologe, Kanadier aus Toronto, sich das Leben genommen, indem er die Niagara Falls hinuntergesteuert ist.³² Er war eigentlich ein sehr prominenter Kriminologe, der auch sehr interessante polizei- und sicherheitssoziologische Forschung gemacht und publiziert hat. Das ist die unrühmliche Seite der Niagara Falls, von der man hin und wieder liest, dass einige Leute sie als Mittel nutzen, ihre Leben zu beenden.

Als wir nachts mit dem Auto zu Hause angekommen waren, die knapp 700 km von Toronto nach Columbus, habe ich zunächst meine Frau und den Sohn nach Hause gebracht. Ich habe dann meiner Frau gesagt, ich müsste noch in die Universitätsbibliothek, die damals schon wie in allen amerikanischen Universitäten rund um die Uhr zugänglich war. Nachts um 11 Uhr habe ich mir das Buch von Cicourel ausgeliehen und einen Großteil der Nacht mit seiner Lektüre zugebracht. Diese existenzielle Erfahrung stilisiere ich manchmal als mein kriminologisches und soziologisches Konversionserlebnis. Aber eben auch als die Erfahrung, dass man mit Kriminalität und ihrer »Generierung« auch anders umgehen kann als diese langweilige ätiologische Forschung.

Als ich Monate später zurück nach Deutschland, nach Köln gekommen war, galt ich dann als einer der Vertreter der Kritischen Kriminologie, die einen »Paradigmenwechsel« der Beschäftigung mit kriminologischen oder strafrechtssoziologischen Fragen etabliert hat, was mir nicht nur Anerkennung, sondern auch manchen Schmah und den Ruf eines »radikalen« Vertreters der Disziplin eingetragen hat.

Wissenschaftspolitisch habe ich etwa beispielsweise den Tübingern, von denen ich vorhin gesprochen habe, mal etwas salopp formuliert »in die Suppe gespuckt«. Göpinger und sein Institut für Kriminologie hatten bei der DFG einen Förderungsantrag gestellt, wodurch Tübingen zu einem Herzstück kriminologischer Forschung geworden wäre. König war damals häufiger um Gutachten für solche DFG-Anträge gebeten worden. Er legte mir diesen Antrag mit der Bitte auf den Schreibtisch, ich sollte ihm eine Art Vorgutachten entwerfen, was ich natürlich auch gerne auf mich genommen habe. König hat den Entwurf im kritisierten Duktus auch unverändert als Gutachten der DFG übermittelt. Auf diese Weise ist Tübingen nicht zum Forschungsschwerpunkt für Kriminologie geworden. Die kritische Kriminologie ist dadurch auch indirekt stärker forciert worden.

CM: Aber wie haben wir das zu verstehen? Die Ethnomethodologie schreibt sich ja selbst die »ethnomethodologische Indifferenz« auf die Fahnen und wird auch immer wieder vorgeworfen, sie sei unkritisch und macht- und ungleichheitsvergessen. Wie verlief dann Ihr Weg vom ethnomethodologischen Konversionserlebnis zur kritischen Kriminologie?

32 Ericson starb 2007 im Alter von 59 Jahren. Er war Professor of Criminology und Direktor des Centre of Criminology der University of Toronto sowie des renommierten Green College an der University of British Columbia in Vancouver.

FS: Die Frage ist, wie wird Kriminalität konstituiert? Und wie wird Kriminalität definiert? Kriminalität ist erst in dem Augenblick ein sozialer Gegenstand, indem er gewissermaßen die richterliche Weihe bekommen hat. Ich meine, es gibt ja viele ungesühnte Straftaten. Wenn jemand beispielsweise aus Mangel an Beweisen oder sonst irgendwelchen Gründen freigesprochen wird, dann können Sie ihn nicht mehr als Kriminellen bezeichnen. Wenn Sie das tun, sind Sie strafrechtlich als Verleumder zu verfolgen. Von daher ist dieses amtliche Siegel, das das Strafrecht einer Handlung oder einem Konflikt gibt, die Konstituierung einer sozialen Realität. Es gibt ja die Labeling-Theorie von Howard S. Becker³³, Edward Lemert und einer Reihe anderer Autoren und auch ein bisschen von David Matza. Von Matza stammt die Kritik, sie hätte in ihrer ganzen Logik und in ihrer ganzen Betrachtungsweise einen entscheidenden Akteur in diesem ganzen Spiel ignoriert, und das sei der Staat – der Staat, der gewissermaßen die Ratifizierungsinstanz für Kriminalität ist.³⁴ Inzwischen hat sich wieder die Kenntnis etabliert und durchgesetzt, dass »Kriminalität« im statistischen und amtlichen Sinne immer die öffentlich bzw. sichtbar gemachte Kriminalität ist. Es gibt einen Text von Popitz, der in einem kleinen Bändchen von 1968 im Rahmen der prominenten Reihe »Recht und Staat« des Tübinger Mohr-Siebeck-Verlags einen Vortrag ausgearbeitet und veröffentlicht hat, der für den gemeinten Sachverhalt sehr einschlägig ist.³⁵ Der etwas apokryphe Titel lautet: »Über die Präventivwirkung des Nichtwissens«. Der Untertitel heißt: »Dunkelziffer, Norm und Strafe«. Popitz hat darin im Anschluss an eine Beobachtung von William Thackeray³⁶ untersucht, welche Straftaten tatsächlich vor dem Kadi landen und welche nicht. Thackeray dekliniert das hoch bis zum Erzbischof und zu höchsten religiösen Repräsentanten. Der traditionellen Kriminologie hat Popitz vorgeworfen, dass sie »Realitäten verdopple, die zu untersuchen wären.«³⁷

Das Thema spielte in der Kriminologie in der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert bereits eine kontroverse Rolle. Damals gab es zwei Strömungen in der – wie sich die Kriminologie nannte – »kriminologisch-anthropologischen« Diskussion. Es lief auf jährlichen Kongressen eine Auseinandersetzung zwischen Lombroso auf der einen Seite, diesem italienischen psychiatrischen Anthropologen und Gerichtsmediziner.³⁸

33 Howard S. Becker: *Outsiders. Studies in the sociology of deviance*. London: Free Press of Glencoe.

34 David Matza (1969): *Becoming deviant*. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.

35 Heinrich Popitz (1968): *Über die Präventivwirkung des Nichtwissens. Dunkelziffer, Norm und Strafe*. Tübingen: Mohr Siebeck. Neuausgabe 2003 mit einer Einführung von Fritz Sack und Hubert Treiber im Berliner Wissenschafts-Verlag, Berlin.

36 »Stellen Sie sich einmal vor, dass jeder, der ein Unrecht begeht, entdeckt und entsprechend bestraft wird. Denken Sie an all die Buben in allen Schulen, die verbläut werden müssten; und dann die Lehrer und dann den Rektor. ... Stellen Sie sich den Oberbefehlshaber vor, in Ketten gelegt, nachdem er vorher die Abstrafung der gesamten Armee überwacht hat. ...« William M. Thackeray, *On Being Found Out, Works Vol. 20*, London: Smith, Elder & Co. 1869, S. 125-132. Die Übersetzung stammt offenbar von Popitz selbst.

37 Heinrich Popitz (1968): *Über die Präventivwirkung des Nichtwissens. Dunkelziffer, Norm und Strafe*. Tübingen: Mohr Siebeck, S. 23.

38 Cesare Lombroso (1835-1909), Professor für Gerichtsmedizin und Hygiene in Turin, begründete in Italien die kriminalanthropologisch ausgerichtete *Scuola positiva di diritto penale*, die für eine naturwissenschaftliche Orientierung der Kriminologie und gegen sozialreformatrische Bestrebungen (wie z.B. von Jeremy Bentham) eintrat.

Er hat die biologische Richtung der Kriminologie vertreten und ging vom »geborenen Verbrecher« aus, den er für ein atavistisches Relikt aus früheren Entwicklungsphasen hielt. Diese Gedanken werden immer mal wieder zurückgeholt. Auf der anderen Seite stand der französische Anthropologe Lacassagne³⁹, der damals gegen Lombroso den Aphorismus kreiert hat: »Jede Gesellschaft hat die Verbrecher, die sie verdient«. Ich kann mich noch entsinnen, als die DFG Chromosomenuntersuchungen gefördert hat: es war damals die Rede davon, dass ein zusätzliches Y-Chromosom bei Männern verantwortlich ist für aggressive Impulse. Das ist eine rein biologistische und genetische Erklärung, die immer wieder auftaucht. Die vorhin erwähnte neuro-biologische Gehirnforschung mit den bildgebenden Verfahren à la Roth hat eine nicht nur oberflächliche Affinität mit dieser kriminologischen Tradition. Gegen diese diversen und nicht tot zu kriegenden biologistischen Tendenzen in der Kriminologie gibt es eine schöne Stelle bei Max Weber in seiner Herrschaftssoziologie. Darin schreibt Weber, dass jeder Unterschied innerhalb von Gesellschaften, sei dieser biologischer, ökonomischer oder kultureller Art, letztlich die Tendenz hat, das Verhalten desjenigen, der privilegiert ist, als verdient, gerecht und letztlich als Blutsgegebenheit zu betrachten. Das ist fast ein Aphorismus, aber den man immer wieder in Stellung bringen kann und muss gegen Versuche, genetische oder biologistische Erklärungen zu favorisieren.⁴⁰

CM: Das 1976er Buch »Ethnomethodologie« ist ja Harvey Sacks gewidmet: »In Memoriam Harvey Sacks«. Wie kam es eigentlich dazu?

FS: Das weiß ich gar nicht. Das kann natürlich sein, dass Harvey Sacks damals schon tot war.

CM: Ja, er ist ein Jahr vorher gestorben, also 1975.

FS: Am Strand von L.A. ist er mit dem Auto verunglückt. Sacks habe ich einmal, wo ich in Ehrfurcht erstarrt bin, in L.A. erlebt, wo ich zusammen mit Rolf Kjolseth zuerst nach Santa Barbara heruntergefahren bin. Die Ethnomethodologen haben die ganze Westküste mehr oder weniger bevölkert, von Berkeley zunächst, danach bis nach Los Angeles und Santa Barbara. Und Cicourel war später in San Diego. Und da haben wir Harvey Sacks an der Tafel erlebt, an der er sein System vorstellte, ich glaube das war damals diese berühmte Untersuchung: »The baby cried. The mommy picked it up«. ⁴¹ Daraus hat er hunderte Seiten Interpretation und Analyse gemacht. Wir standen mit offenen Mündern da und haben beobachtet, wie er das an der Tafel entwickelt hat. Sacks war

39 Alexandre Lacassagne (1843-1924), Rechtsmediziner an der Universität Lyon, war beeinflusst vom französischen Soziologen Gabriel Tarde und hielt das soziale Umfeld für die entscheidende Ursache von Kriminalität.

40 Max Weber (1922): *Wirtschaft und Gesellschaft*. Tübingen: Mohr-Siebeck. S. 123.

41 Sacks analysiert die Äußerung in seinem Text: On the analyzability of stories by children, in: John J. Gumperz/Dell Hymes, (Hg.) (1972): *Directions in sociolinguistics. The ethnography of communication*. New York: Holt, Rinehart & Winston. S. 329-345, sowie in seinen postum erschienenen *Lectures in conversation* (1995), Hg. von Gail Jefferson, Malden: Blackwell, S. 135-143, 236-266.

ein sehr eindrucksvoller Präsentator und Diskutierer. Da habe ich mich gar nicht getraut, in die Diskussion einzusteigen, man war richtig gebannt. Garfinkel, wenn ich das richtig sehe, hat Sacks in der Einleitung seines 1967er Buches von seinen Anhängern, Studenten und Assistenten besonders herausgehoben. Zweifellos auch zurecht. Später haben viele die Nase gerümpft, dass Sacks die Konversationsanalyse in einer Weise entwickelt hat, die nicht mehr ethnomethodologisch schien. Ich finde nicht, dass die Sacks'sche Konversationsanalyse sich so weit vom ethnomethodologischen Ursprung entfernt hat. Ich meine, dass die Konversationsanalyse, wenn ich das richtig sehe, zwar sehr stark ins Linguistische übernommen und verändert worden ist, aber die Ethnomethodologie mehr als die traditionelle Soziologie methodisch und materiell an der Sprache entlang organisiert ist.

Zurück zu meiner »Konversion«. Als ich nach Köln zurückkam, fiel das genau in eine Zeit, als ich zusammen mit König eine Anthologie herausgab, die in unseren Kreisen immer als der »gelbe Reader« bezeichnet worden ist.⁴² Mit einem gelben Umschlag war es bei der Akademischen Verlagsanstalt erschienen. Und gerade für die Entwicklung einer soziologischen Perspektive auf kriminologische Analysen hat er viel gebracht.

Dafür spielten auch Dunkelzifferuntersuchungen eine wichtige Rolle, die bereits im 19. Jahrhundert auf den kriminalanthropologischen Kongressen, die mal in den deutschen Hauptstädten, mal in Paris, mal in Amsterdam, mal in Rom stattfanden, diskutiert worden waren und auf denen die besagten Konfrontationen zwischen den Italienern auf der einen Seite, die diese biologisch-»atavistische« These vertraten, und den Franzosen stattfanden. Beides waren ja Anthropologen. Die einen, die Franzosen, waren aber, wie man heute sagen würde, eher Kulturanthropologen, die Italiener eher biologische oder Humananthropologen. Eine ähnliche Polarität wiederholte sich Anfang der 1970er Jahre.

Nach meiner so genannten »Konversion« und mit der Entwicklung der »kritischen Kriminologie« hat die Rezeption aus anderen Paradigmen im abweichenden Verhalten generell stärker über Publikationen von Edwin Lemert⁴³, Howard Becker und einer ganzen Reihe anderer stattgefunden. Ich weiß nicht, ob Sie jemals einen Text von mir bei König aus dem »Handbuch der empirischen Sozialforschung« gelesen haben. Das ist zuerst in einem dicken Buch erschienen und dann später sind sie als Paperback-Bände erschienen. In einem Band sind da dreihundert Seiten von mir⁴⁴, wo ich mich mit der amerikanischen und mit der deutschen Kriminologie auseinandersetze und stark die amerikanische Diskussion rezipiere, insbesondere diese interpretative und hermeneutische Tradition, die durch Figuren wie Becker und Matza und eben auch, aber nur randseitig ethnomethodologisch ausgerichtet war. Damals war Elmar Weingarten mein Mitarbeiter in Regensburg. Das Buch zur Ethnomethodologie ist dann 1976 erschienen. Elmar Weingarten war schon Assistent in Köln, aber nicht bei mir, sondern er machte medizin-soziologische Forschung mit einem sozial-psychiatrischen Institut in Düssel-

42 Fritz Sack/René König, Hg.: *Kriminalsoziologie*. Wiesbaden: Akademische Verlagsanstalt 1968.

43 Edwin M. Lemert (1951): *Social Pathology*. New York: Mcgraw-Hill.

44 Fritz Sack (1978): Probleme der Kriminalsoziologie. In: René König, Hg.: *Handbuch der empirischen Sozialforschung 12: Wahlverhalten, Vorurteile, Kriminalität*. München: dtv, S. 192-492.

dorf. Das Buch ergab sich aus meiner Lehre. Sie fand von Seiten der Studenten viel Zuspruch. Und so kam die Idee, aus der Seminarliteratur einen Reader zu machen.

Mühen der Rezeption im deutschsprachigen Raum

CM: Am Anfang in Ihrer Einleitung für den 1976er Band schreiben Sie, dass es damals oft abweisende und abwertende, zum Teil sogar aggressive Reaktionen auf den Begriff Ethnomethodologie gab.

FS: Ja. Ich habe die These vertreten, Kriminalität habe keine eigene ontologische Basis, Kriminalität habe keine Essenz, sondern Kriminalität sei einfach ein zugeschriebenes Attribut von Verhalten. Das liegt auf der einen Seite unwahrscheinlich auf der Hand, wenn man sich den politischen Konflikt darüber ansieht, ob Homosexualität oder Abtreibung Kriminalität ist oder nicht. Es stellt sich eher die Frage, wie kommt das eigentlich, dass viele Leute darüber richtig aggressiv werden. Denn es handelt sich ja nur um eine Zuschreibung, eine Definition. Und wer hat die »Definitionsherrschaft« darüber? Dieses Konzept hat damals eine ganz zentrale und umstrittene Rolle gespielt. Ebenso und damit zusammenhängend das Konzept der »hierarchy of credibility«⁴⁵. Sowohl für die Labeling-Theorie wie für die Ethnomethodologie sind die Begriffe wegen ihrer »konstitutiven«, ja »konstruktivistischen« Konnotation folgenreich. Eine kontroverse Debatte gab es auch um den Begriff der »nichtentdeckten« Kriminalität bzw. der kriminologisch gebrauchten Dunkelziffer, von dem wir bereits vorhin im Zusammenhang mit Popitz sprachen. Strenggenommen, und dies war die ethnomethodologische Kritik an einem Aufsatz von Becker, kann es keine »nicht-entdeckte« Kriminalität geben.⁴⁶

Ich habe gestern in einem Zusammenhang mal hingewiesen auf die deutsche Terrorismusstudie, an der ich auch beteiligt war. Das war ja damals eine offizielle, von der Regierung eingesetzte Gruppe von Wissenschaftlern, die die Ursachen des Terrorismus beleuchten sollten. Ich habe damals zusammen mit Heinz Steinert⁴⁷, einem schon vor etlichen Jahren verstorbenen Kollegen und Freund, Studien unter dem Generaltitel »Protest und Reaktion« gemacht.⁴⁸ Das war der Versuch einer interaktiven Analyse der Entstehung von Terrorismus und Gewalthaftigkeit in Konfrontationen, der damals vom Innenministerium überhaupt nicht geschätzt worden ist. Das Ministerium wollte die Studie, die wir damals als Ergebnis unserer Forschung vorgelegt hatten, erst gar nicht publizieren. Es hat ein Jahr oder länger gebraucht, ehe sie dann publiziert

45 Howard Becker (1967): Whose side are we on? *Social Problems* 14, (3): 239-47.

46 Vgl. Melvin Pollner (1978): Constitutive and Mundane Versions of Labeling Theory. *Human Studies* 1, 3, 269-288; Tim Berard (2003): Ethnomethodology as Radical Sociology: An Expansive Appreciation of Melvin Pollner's »Constitutive and Mundane Versions of Labeling Theory.« *Human Studies* 26, (4): 431-448.

47 Heinz Steinert (1942-2011) war Mitbegründer und langjähriger wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Recht und Kriminalsoziologie in Wien und bis 2007 Professor für Soziologie an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt.

48 Fritz Sack/Heinz Steinert (1984): *Analysen zum Terrorismus. Bd. 4.2., Protest und Reaktion*. Opladen: Westdeutscher Verlag.

worden ist. Es waren vier oder fünf Bände der Studie insgesamt, für die das Ministerium als Generalherausgeber fungierte. In einem Vorwort wurden unsere Befunde – Steinerts und meine – als mit zu viel Engagement geschrieben kritisiert, mit angeblich zu viel Einseitigkeit. Diese Studie war damals unter der Verantwortung von Werner Maihofer von der FDP lanciert worden, dem seinerzeitigen Innenminister in der BRD. Im Verlauf der mehrjährigen Studie fand ein Regierungswechsel statt, in dessen Folge Friedrich Zimmermann von der CSU Innenminister wurde. Unter seiner Ägide geschah dieses Stück Einflussnahme von der Politik auf die Forschung.

Eine der Wissenschaftlerinnen, die auch daran beteiligt war, war die Frau des Psychiatrieklinikdirektors in Heidelberg. Dort gab es das sogenannte »Patientenkollektiv«, aus dem sich einige spätere militante Terroristen rekrutiert hatten. Frau Baeyer-Katte⁴⁹, die Ehefrau des Klinikdirektors, gegen den die Studenten ihre Aktivitäten entwickelt hatten, opponierte heftig gegen unsere Studie. Stein des Anstoßes gegen unsere Studie war für sie und einige andere Kritiker natürlich die These, dass viele dieser radikalisierenden Schritte dann auch auf die Überschussreaktion der Polizei sowie der offiziellen Politik zurückzuführen seien. Das Ganze fing an der Freien Universität in Berlin an. Das war gewissermaßen die Brutstätte der Studentenkonflikte bis sie dann durch die Ohnesorg-Affäre außer Rand und Band gerieten und danach auch viel stärker in die Bundesrepublik überschwappten, obwohl auch Frankfurt von vornherein mit Protestaktionen sehr involviert war. Sie kennen bestimmt auch das weltweit berühmte Bild aus der Hamburger Universität mit dem Transparent: »Unter den Talaren – Muff von tausend Jahren«. Zwei Studenten trugen am 9. November 1967 anlässlich der Inauguration der nächsten Rektorenperiode das Transparent vor den einziehenden Professoren in ihren Talaren her. Das war schon eindrucksvoll.

Zurück zur Ethnomethodologie. Ich bekenne, nach meinem US-Aufenthalt mit der Ethnomethodologie in der Forschung kaum gearbeitet zu haben, in der Lehre wohl schon. Als ich im vorigen Jahr zu einem inzwischen erschienenen Auswahlband über »Schlüsselwerke der kritischen Kriminologie« mit einem Text über Harold Garfinkel zu diesem Thema beigetragen habe⁵⁰, habe ich festgestellt, dass die Ethnomethodologie nicht die verdiente Rezeption, Verbreitung und Akzeptanz in Deutschland gefunden hat: Ich habe dazu auf nicht nur oberflächliche Art und Weise die einschlägige Literatur durchgeblättert, einschließlich der englischen kriminologischen Lehrbücher und Lexika – und gerade dort habe ich noch eher vermutet, dass die Ethnomethodologie stärker zur Geltung kommt, kam sie aber nicht in der erwarteten Weise. Und habe mich gefragt, woran das liegen könnte, ohne allerdings auf eine nachhaltige Antwort zu gelangen.

Allerdings: zum Schluss habe ich in meinem Beitrag an eine Pointe erinnert, die aus der frühen Zeit der Ethnomethodologie wie auch der kritischen Kriminologie stammt – insbesondere auch aus der Auseinandersetzung, gerade innerhalb der kritischen

49 Marie Wanda Baeyer, geb. von Katte, (1911-1997) war Lehrbeauftragte für Psychologie an der Universität Heidelberg und Ehefrau von Walter Ritter von Baeyer, Professor und Direktor der Psychiatrisch-Neurologischen Klinik Heidelberg.

50 Fritz Sack (2017): Garfinkel, Harold: Studies in Ethnomethodology. In: Christina Schlepper/Jan Wehrheim, Hg.: *Schlüsselwerke der Kritischen Kriminologie*. Weinheim, Basel: Beltz Juventa, S. 35-52.

Kriminologie, darüber, welche theoretischen Ansätze und theoretischen Möglichkeiten der wissenschaftlichen Analyse es wohl für die kritische Kriminologie gibt. Es gab damals ein 1973 erstmalig erschienenenes Buch mit dem Titel »The New Criminology« und dem Untertitel »For a social theory of deviance«. ⁵¹ Dieses Buch ist von drei englischen Autoren: Taylor, Walton, Young verfasst worden. Es war der explizite Versuch einer gesellschaftstheoretischen Interpretation und Analyse von Kriminalität und die Art und Weise, wie der Staat mit Kriminalität umgeht. Sie setzten sich auch mit der Labeling-Theorie auseinander, auch mit der phänomenologischen Tradition à la Alfred Schütz, Garfinkels wichtigstem Bezugsautor, und das ziemlich genau in einem eigenen von insgesamt neun Kapiteln. In einem weiteren Kapitel rechtfertigen und darstellen sie eine starke marxistische bzw. politökonomische Analyse von Strafrecht und Kriminalpolitik, unter Bezug auch auf Durkheim sowie die sogenannte klassische Tradition der Kriminologie.

Es gibt in diesem Buch eine Passage in den Anmerkungen, in der die Autoren darüber berichten, dass Harvey Sacks und David Sudnow sie besucht hätten, mit ihnen diskutiert und gefunden hätten, dass der ethnomethodologische Zugang und Zugriff auf Kriminalität zu dem gleichen Ergebnis kommt wie die Autoren. Ich halte diese Fußnote für eine Schlüsselstelle der Auseinandersetzung mit der Ethnomethodologie von Seiten der neueren, kritischen Kriminologie. Ich möchte sie deshalb an dieser Stelle wörtlich zur Kenntnis bringen.

Darstellung und Kritik der Ethnomethodologie werden in zwei getrennten Unterabschnitten ausgebreitet. ⁵² Zu den beiden Teilen heißt es in der Fußnote 8 wie folgt: »This section was written before the benefit of ›members‹ talk with ethnomethodologists such as David Sudnow and Harvey Sacks. In the light of conversation with them, it would appear that much of our criticism is ›outsiders‹ criticism and is only one possible reading of the literature«. Bemerkenswert und nach meiner Meinung für die Geschichte der vielleicht noch nicht abgeschlossenen personellen und systematischen Würdigung der Ethnomethodologie ist der zweite Teil der vorstehenden Fußnote: »Indeed, Sacks in particular has convinced the authors that there is no *necessary incompatibility* between the work in *The New Criminology* and the work and discovery of micro-structural phenomena by ethnomethodologists.« ⁵³ Ich warte immer noch auf diese abschließende Würdigung der Ethnomethodologie.

Die Bemerkung zu Harvey Sacks sagt eigentlich: »Leute, wenn ihr euch genau darauf einlasst, dann müsstet ihr eigentlich zu dem Ergebnis kommen, dass die Analyse von Kriminalität von der Ethnomethodologie profitieren würde.« Beide analytischen Programme zur Rekonstruktion von Kriminalität und Strafrecht können miteinander verbunden werden.

Dieses Projekt ist ernsthaft von keiner Seite angepackt worden. Sacks kann man nicht mehr befragen. Er war ein sehr ernsthafter Wissenschaftler, wie ich ihn von den

51 Ian Taylor/Paul Walton/Jock Young (1973): *The New Criminology: For a social theory of deviance*. London: Routledge & Kegan Paul.

52 Ian Taylor/Paul Walton/Jock Young (1973): *The New Criminology: For a social theory of deviance*. London: Routledge & Kegan Paul, S. 192ff.

53 Ian Taylor/Paul Walton/Jock Young (1973): *The New Criminology: For a social theory of deviance*. London: Routledge & Kegan Paul, S. 294 n. 8.

Texten und von der einen persönlichen Begegnung her kenne. Ich habe gerade auf die nachträgliche Redaktion dieses Textes sowie auf den Aufsatz von Sacks aus dem Jahre 1963 Sacks ein besonderes Auge geworfen, um Sacks' Beitrag zur Begründung und Ausarbeitung der Ethnomethodologie zu betonen. Dabei traf man auf einen wissenschaftlichen Rigorismus, den man nicht oft findet. Ich fände die Übersetzung seines Textes von 1963 auch für die Einführung für deutsche Studenten angesichts seiner elementaren und grundsätzlichen Dinge nach wie vor sehr anregend und sehr nötig.

CM: Warum haben Sie Sacks' Text »Sociological Description« von 1963 eigentlich damals nicht in das Buch aufgenommen?

FS: Das kann ich ihnen heute nicht mehr sagen. Ich bin eigentlich jetzt bei einer Art Reanalyse der damaligen Aktivitäten und habe einige Sekundärliteratur, insbesondere auch zu Harvey Sacks, einbezogen. Ich weiß nicht, ob ich den erwähnt habe. Das ist so eine Art wissenschaftliche Biographie von David Silverman.⁵⁴ Das ist eine Monographie, wo er sehr plausibel und sehr verständlich auch die Logik und die Analysestrategie von Sacks nachzeichnet. Wenn ich das richtig sehe, ist das immer noch im Gange. Der Schegloff ist ja wohl der Gralshüter oder der Nachlassverwalter.

CM: Ja, das stimmt. Schegloff hat als Nachlassverwalter vor drei Jahren den Nachlass von Sacks freigegeben. Der liegt jetzt an der University of California at Los Angeles.

FS: Kommt man da leicht dran?

CM: Ich glaube schon. Er liegt in der Bibliothek der UCLA. Ich habe ihn in Auszügen auch mal in einer Ausstellung gesehen.

FS: Kann man über das Internet darauf zugreifen?

CM: Nein, das leider nicht.

FS: Wenn ich auf der anderen Seite daran denke, dass, wenn das so paradigmatisch ist oder wenn das als Vorbild gelehrt und genommen wird, diese schon vorhin erwähnte Studie »The baby cried. The mommy picked it up«, und diese wirklich voluminösen Analysen davon. Sind die Bedingungen dafür heute überhaupt noch gegeben? In unserem Universitäts- und Forschungsbetrieb? Schwierig.

CM: Das stimmt. So lange Zeit an vermeintlich kleinen Themen detailliert zu arbeiten, wird immer schwieriger.

FS: Man sieht auch, wie der Eigensinn der Wissenschaft tangiert wird und über Forschungspolitik und Subventionspolitik gebremst wird. Ich habe mittlerweile den Ein-

54 David Silverman (1998): *Harvey Sacks: Social Science and Conversation Analysis*. New York: Oxford University Press.

druck, dass für die Wissenschaft ein großes Problem die Verwissenschaftlichung von Staat und von Behörden darstellt. Diese staatlichen Institutionen kaufen Soziologen, Akademiker ein. Bei denen etabliert sich so allmählich das Gefühl, dass sie über alles selbst verfügen. Wofür brauchen wir diese großen Institutionen außerhalb der Verwaltung und außerhalb der Staatlichkeit?

CM: Eine Frage, die mich noch interessieren würde, zielt auf die Übersetzung. Wie war diesbezüglich die Zusammenarbeit mit Elmar Weingarten?

FS: Die Reihenfolge der genannten Herausgeber verrät deren unterschiedliches Gewicht für das Zustandekommen des Bandes. Als ich diese Texte nochmal angesehen habe, da habe ich gedacht, ich habe mich ein bisschen zu wenig dabei eingebracht. Es kann aber natürlich auch sein, dass mein Gefühl für die Sprache sich verändert hat. Jedenfalls finde ich einige Übersetzungen und einige Passagen nicht sehr glücklich.

CM: Es war aber auch der erste Band damals auf Deutsch, der erste Versuch einer Übersetzung. »Accomplishment« haben Sie als Hervorbringung, »accountability« als Darstellbarkeit, »doing« als Durchführung und »account« als Darstellung, zum Beispiel, übersetzt. Können Sie dazu was sagen? Was waren die Denkwege?

FS: Nein, kann ich glaube ich nicht viel Erhellendes dazu sagen. Im Zusammenhang mit dem Konzept der Reflexivität und dessen Explikation sind einige dieser Wortbildungen zu sehen, glaube ich.

CM: Ich finde die Übersetzung eigentlich sehr gelungen.

FS: Ich fand bei der Relektüre einige Passagen etwas hölzern. Wir haben natürlich darüber diskutiert. Aber ich habe nicht jede Übersetzung, jede stilistische Geschichte sorgfältig genug mitdiskutiert. Ich weiß, dass Weingarten sich sehr damit herumgequält hat. Ich weiß auch gar nicht, ob er es ganz alleine übersetzt hat.

CM: Nein, es gibt Elmar Weingarten, Anne Betten – sie war Linguistikprofessorin in Salzburg –, Liselotte Zauner, Fritz Pöppel, Herrmann Knebel, Irene Rudat-Wittmann.

FS: Irene Rudat-Wittmann ist die einzige, die ich jetzt kennen würde. Sie war Studentin in Regensburg. Elmar war damals in Regensburg mein Assistent von 1970 bis 1974. Übrigens, Elmar Weingarten ist seit mehr als drei Jahrzehnten nicht mehr auf soziologischen Pfaden. Er hat eine glänzende Karriere im Musikmanagement gemacht – über die Berliner Musikinstitutionen bis zum Intendanten bei der Philharmonie und nach Zwischenstation im Frankfurter »Ensemble Modern« bis zum Intendanten der renommierten Züricher Tonhalle, lebt er heute als fast Achtzigjähriger in der Schweiz.

Aber das Buch ist 1976 erschienen. Das heißt, dass es schon ein jahrelanges Unternehmen war. Ich meine, das ist jetzt auch einige Zeit her. Ich frage mich, warum das in der Kriminalsoziologie so wenig Resonanz gefunden hat. Möglicherweise lag es auch ein Stück an mir. Auf der anderen Seite hat man es bei der Kriminalität stark mit Herr-

schaft, mit Macht, mit diesen Parametern zu tun, die ja für die Ethnomethodologen nicht so zentral zu sein scheinen. Ich habe mich auch schwergetan. Denn es ist eine Herangehensweise, die für viele Teilbereiche der Soziologie eigentlich naheliegend ist. Aber die Frage ist, was ist der Gegenstand der Ethnomethodologie? Das kann man nicht analog wie Kriminalsoziologie oder Rechtssoziologie oder Arbeitssoziologie so sagen.

CM: Gegenstand ist immer soziale Ordnung und das bleibt dann quasi abstrakt.

FS: Soziale Ordnung bleibt dann blass. Am nächsten, finde ich, kommen noch diese Studien, die Garfinkel im Los Angeles Suicide Prevention Center gemacht hat⁵⁵, über formale Entscheidungsprozesse, beispielsweise in Bezug auf diese Selbstmorde. Gerade in der Schwerekriminalität werden viele Morde als Selbstmorde oder als Unglücksfälle oder eben als Nichtmorde dissimuliert. Da gibt es einige spektakuläre Fälle. Ich weiß noch, wie ein praktischer Kriminalist, Bernd Wehner⁵⁶, darüber schreibt, wie ein Leichenbegängnis stattfindet und unterwegs die Leichenträger plötzlich Geräusche aus dem Sarg heraus hören. Hintergrund war, dass eine Kugel aus dem Körper herausgefallen und im Sarg gelandet ist. Aus einem Selbstmord ist sozusagen ein Mord geworden.

Zur Aktualität der Ethnomethodologie in der Kriminologie

Es gibt englische Untersuchungen über amtliche Figuren, die Todesursachen feststellen müssen. Die haben einen bestimmten Ausdruck: Coroner. Wie stellen die die Todesursache fest? Da gibt es eine Reihe von ethnomethodologischen Studien.⁵⁷ Insbesondere die »Präventivwirkung des Nichtwissens«, so nennt es der schon erwähnte Popitz. Da gibt es eine Bemerkung von Popitz, der schreibt: »Dunkelziffern sind käuflich.« Er bringt als Beispiel, was im privaten Gelände geschieht, das für die Polizei normalerweise nicht zugänglich ist; ein Eigenheim ist ein Schutz vor Sichtbarkeit und Einsehbarkeit und dies natürlich insbesondere für private und öffentliche Institution. Die Polizei kann z.B. nicht ohne Weiteres in Steuerbüros hineinschauen. Das kommt mir immer wieder in den Sinn, wenn von Überwachungskameras die Rede ist, die eigentlich nur in der Öffentlichkeit eingesetzt werden, aber die man auch in Konzernen zentral einsetzen müsste. Von daher hat sich die ganze Dunkelzifferproblematik in Systeme der Sichtbarkeit verlagert; auch gibt es »Institutions of Privacy«⁵⁸. Das sind Sichtblenden für den Staat und die Staatlichkeit. Das spielt im Zusammenhang mit Kindermissbrauch und Sexualmissbrauch von Kindern eine große Rolle, wenn man sich klarmacht,

55 Harold Garfinkel (1967): Practical Sociological Reasoning: Some Features in the Work of the Los Angeles Suicide Prevention Center. In: Edwin S. Shneidman, Hg. *Essays in Self Destruction*. New York: Science House, S. 171-287.

56 Bernhard Wehner (1909-1995) war von 1954 bis 1970 Leiter der Düsseldorfer Kriminalpolizei und der Öffentlichkeit durch zahlreiche publizistische Arbeiten u.a. im *Spiegel*, bekannt.

57 Prominent Harold Garfinkel (1967): *Studies in Ethnomethodology*. Englewood Cliffs: Prentice Hall, S. 11-18.

58 Arthur L. Stinchcombe (1963): Institutions of Privacy in the Determination of Police Administrative Practice. *American Journal of Sociology* 69, 2 : 150-160.

dass die Mehrzahl von Missbrauchsfällen hinter Schutzwällen, hinter privaten Mauern geschieht. Im Zusammenhang mit Snowden und anderen laufen Prozesse, um mehr Transparenz herzustellen. Aber ich habe das Gefühl, dass dieser Versuch, mehr Transparenz herzustellen, zum Teil das Gegenteil bewirkt.

CM: Da entstehen wieder ganz neue Dynamiken.

FS: Ja, im Augenblick wird dies z.B. in Frankreich thematisiert, etwa von dem französischen Soziologen und Schriftsteller Didier Eribon, der jetzt ein neues Buch geschrieben hat, das eine Fortsetzung seiner »Rückkehr nach Reims« darstellt. Das Buch heißt »Gesellschaft als Urteil – Klassen, Identitäten, Wege«. ⁵⁹ Im Zusammenhang damit gibt es auch noch ein Buch von einem jungen französischen Soziologen, der sich als Student von Bourdieu, hauptsächlich aber von Foucault versteht: Geoffroy de Lagasnerie. Das ist mit dem Titel »Verurteilen – Der strafende Staat und die Soziologie« auch auf Deutsch erschienen. ⁶⁰ Ich habe erst ein paar Seiten gelesen. Es ist eine Fortsetzung der Logik von Foucaults »Surveiller et punir«. Da ist die Grammatik, die bei Garfinkel und der Ethnomethodologie ein Fundament hat, sehr hilfreich.

CM: Das ist ein spannender Anschluss, der noch gar nicht richtig ausgearbeitet ist. Wie kam es eigentlich zur Zusammenarbeit mit Jim Schenkein? Kannten Sie ihn oder kannte ihn Elmar Weingarten?

FS: Ich glaube dieser Kontakt ist möglicherweise über Rolf Kjolseth, von dem ich vorher gesprochen habe, der bei Edward Rose studiert hat, entstanden. Ich habe Schenkein, glaube ich, nie gesehen. Ich weiß jetzt nicht, wie die Konstellation genau war. Ich glaube, Schenkein hat einige Kontakte zu einigen der Autoren hergestellt. Ich weiß nicht, ob er einen Beitrag drin hat.

CM: Er hat ein Nachwort verfasst.

FS: Sehen Sie, das habe ich gar nicht mehr gelesen.

CM: Sie haben 1978 einen Ruf nach Bielefeld gekriegt. Hatte das mit der Ethnomethodologie zu tun?

FS: Nein. Ich galt hier als Begründer der schon mehrfach zur Sprache gekommenen kritischen Kriminologie, und das war natürlich anschlussfähig an die kritische Soziologie überhaupt. Den Ruf nach Bielefeld hat hauptsächlich Claus Offe vorgeschlagen. Wir wären auch fast hingegangen. Dass es nicht zustande kam, hatte private und »politische« Gründe. Es hatte lange gedauert, bis vom Innenministerium in NRW »freie

59 Didier Eribon (2017): Gesellschaft als Urteil: Klassen, Identitäten, Wege. Berlin: Suhrkamp.

60 Geoffroy de Lagasnerie (2017): Verurteilen: Der strafende Staat und die Soziologie. Berlin: Suhrkamp.

Bahn« signalisiert wurde. Es war die Zeit der »Berufsverbote«. So wurde das umgangssprachlich genannt. Das bedeutete, dass das Ministerium bzw. der Verfassungsschutz zu prüfen hatte, ob irgendwelche politischen Zuverlässigkeitszweifel vorlägen.

CM: Aber Sie waren doch SPD-Mitglied.

FS: Ja, aber das schützt vor Strafe nicht. Ich habe zwar einmal einen Austrittsbrief geschrieben. Das war zu der Zeit der Wiedervereinigung. Da hat mich alleine der damalige Vorsitzende Lafontaine vom Austritt abgehalten. Er hatte eine andere Vereinigungsvorstellung und er hatte vorgeschlagen, erst einmal zwei, drei Jahre eine parallele Existenz – zugänglich und offen – zu führen. Und da wollten alle schon die D-Mark haben. Familienintern musste unser zweiter Sohn zum Gymnasium, und wir wollten erreichen, dass wir zum Schuljahresbeginn schon in Bielefeld sein konnten. Wir haben dann doch dazu tendiert, in Hannover zu bleiben. Offe war darüber sehr sauer. Bielefeld wäre natürlich ein interessanter Ort gewesen und hätte mich wieder in eine soziologische Fakultät zurückgebracht. Ich war ja zu jener Zeit in der Rechtsfakultät der Universität Hannover – beteiligt an einem mehrjährigen Projekt zur Erprobung einer reformierten Juristenausbildung, die jedoch nach einigen Jahren politisch wieder abgebrochen wurde.

CM: Was meinen Sie, warum hat die Ethnomethodologie insgesamt in der Soziologie nicht so Fuß gefasst?

FS: Das hängt, denke ich, von den Gegenstandsbereichen der Soziologie ab. Formale Entscheidungsprozesse oder Entscheidungssituationen sind, glaube ich, affine Prozesse. Sie haben es vorhin erwähnt, diese ethnomethodologische Indifferenz. Was meint die genau?

CM: Na ja, dass man sein Phänomen nicht im Vorhinein mit den Kriterien des Alltagsmenschen schon bewertet, sondern sich erstmal davon fernhält.

CMzV: Ich habe es immer gewissermaßen methodisch verstanden. Dass, wenn Sacks sagt: »Order at all Points«⁶¹, dann heißt das, dass man sich nicht nur mit diesen großen Problemen beschäftigen muss, die eine Gesellschaft hat, sondern gewissermaßen mit kleineren Einheiten, wie Sacks es auch gemacht hat.

FS: Das zeigt sich auch in Formulierungen wie »everyday behavior« oder »practical«, das finde ich ein schwieriges Adjektiv in Bezug auf mögliche Übersetzungen. Ich finde, wenn man im Deutschen von praktischen Problemen redet, hat das für mich eine andere Bedeutung als »practical« in der ethnomethodologischen Sprache. Oder nicht? Warum kann man nicht statt »practical behavior« »soziale Handlungen« sagen. War-

61 Harvey Sacks (1984): Notes on methodology. In: J. Maxwell Atkinson/John Heritage, Hg.: *Structures of Social Action*. Cambridge: Cambridge University Press, S. 21-27.

um praktische Handlungen? Was sind unpraktische Handlungen oder nichtpraktische Handlungen oder Phänomene?

CM: Das ist der Handlungsdruck. Die Situation mit ihren spezifischen Bedingungen unter den gegebenen Umständen. Das ist damit gemeint.

FS: Aber das ist was Anderes als Kontext.

CM: Ja, absolut.

FS: Kontext würde eine Begrifflichkeit sein, die das nicht trifft.

CM: Garfinkel redet in seinem Buch auch sehr viel von Kontext.

FS: Irgendwo habe ich eine Passage gefunden, die schwer nachzuvollziehen ist. Dass man sich den Definitionsprozess oder die Reflexivität nicht so vorstellen kann, dass es da irgendeine Situation gibt und unabhängig davon eine Definition. Heiko Hausendorf sprach gestern davon, dass Darstellen und Herstellen in Einem geschieht. Das ist natürlich schwer, es zu vermitteln. Dass durch die Darstellung erst die Herstellung geschieht.

CM: Die Kontexte werden durch das Tun selbst hergestellt und machen dadurch das Tun selbst wiederum verstehbar. Das Tun wird dadurch gewissermaßen selbst-explikativ.

FS: Kennen Sie dieses Buch von Mary Rogers?⁶² Sie tut sich auch schwer, die Soziologie und die Ethnomethodologie zu vereinen. Ihr Buch war ja ein offizielles Auftragswerk der »American Sociological Association«. Sie sollte den Stellenwert und die Logik der Ethnomethodologie im Verhältnis zur etablierten Soziologie bestimmen. Und sie tut sich damit schwer, in der Tendenz kritisch gegenüber der Ethnomethodologie.

CM und CMzV: Herr Professor Sack, wir danken Ihnen sehr für dieses instruktive und interessante Gespräch!

62 Mary F. Rogers (1983): *Sociology, Ethnomethodology and Experience. A Phenomenological Critique*. Cambridge: Cambridge University Press. Vgl. auch Mary F. Rogers (1992): They all were passing: Agnes, Garfinkel, and Company. *Gender & Society* 6, 2, 169-191.